



Weserland und Dünalund vor 700 Jahren.

Von Dr. J. Girgensohn (Berlin).

Als die antike Welt dem Untergange zuneigte, glaubte man, daß der Untergang des ganzen Abendlandes bevorstehe. Die alten Götter versagten. Das Christentum drang nur langsam, kaum bemerkbar nach Italien, die barbarischen Nationen, vor allem die Deutschen, schienen die allgemeine Zerrüttung zu vollenden. Und doch sollten diese beiden Elemente, Christentum und Deutschtum, als sie zusammenschossen, ein neues Zeitalter, ein neues Abendland aufrichten. Nicht Rom, der Mittelpunkt der antiken Kultur, hat den Neubau bewirkt, sondern die nordischen Länder. Nicht römische, sondern irische und angelsächsische Mönche hoben die Deutschen aus der Taufe. Karl der Große ist der erste Repräsentant der neuen Zeit, des Mittelalters. Seitdem ist die Parole der abendländischen Welt? Christentum und Deutschtum. Das nordische Germanentum, wo früher Dunkelheit geherrscht, tritt in helles Licht. Gebiete, die ihren Namen von Kampf und Krieg erhielten, Hadelowa und Wigmudi, das Land zwischen Weser- und Elbmündung, traten in neuer Bedeutung hervor. Hier auf urdeutschem Boden erhob sich die christliche Hochburg, von der aus bei den Völkern der Nord- und Ostsee das Fundament zur mittelalterlichen Kultur, das Christentum, gelegt werden sollte. Wie Mainz und Köln nach Süddeutschland, so wandte das Erzbistum Bremen-Hamburg das Antlitz nach dem Nordland Skandinavien.

Der glänzende Erzbischof von Bremen war Adalbert, der im 11. Jahrhundert das Reich durch den König Heinrich IV. regierte. Er ist der erste, der seine Blicke auf die nicht germanischen Völker am Ostrand des Baltischen Meeres richtete. Er sandte den Baiern Hiltin nach dem Estenland (1062) nicht ohne Unterstützung der Dänen, aber alle damaligen Versuche zu missionieren, scheiterten, auch die schwedischen in Finnland. Erst ein Jahrhundert später, im Zeitalter Friedrich Barbarossas, geschah es, daß eine neue Mission von Bremen aus einsetzte, die bessere Erfolge hatte.

Es war ein Augustiner aus Segeberg, Meinhard, ein Schüler des frommen Slavenmissionars Bizelin, der dessen Beispiel folgte und, indem er sich fahrenden Händlern angeschlossen, zuerst bei den Liven an der Düna die Lehre vom Kreuze verkündigte. Nur mühsam gewann er eine kleine Gemeinde; er starb als Bischof in Nexfäll und wurde in der von ihm erbauten Kirche am Dünaufer — sie hat sich bis heute erhalten — begraben (1196). Sein Nachfolger, der Abt Berthold von Lofum, hielt es mehr mit der Methode Heinrich des Löwen, der eben drei Bistümer unter den Wenden, Rügen, Lübeck und Schwerin, mit dem Schwert in der Hand gegründet hatte. Er fiel im Kampfe mit den Liven, und die Mission an der Düna schien einen ebenso fruchtlosen Vorstoß in die östliche Heidenwelt zu bedeuten wie die Versuche Hiltins zur Zeit des großzügigen Erzbischofs Adalbert.

Aber es gab unter den Bewohnern der unteren Weser Männer, die entschlossen waren, das Werk des frommen Meinhard nicht untergehen zu lassen.

Der bescheidene alte Mönch, noch weniger der schwertgerüstete Bischof waren berufen, die Christengemeinde bis zu den Ufern der Düna zu erweitern. Dazu war ein Mann erforderlich, der mit dem Eifer für das Christentum staatsmännischen Sinn verband. Ein solcher war der Bremer Domherr Albert; er richtete unter den Liven, Letten und Esten einen deutschen Staat auf, der Jahrhunderte überdauerte. Alberts Familienname ist nicht sicher überliefert, wie häufig auch bei bedeutenden Persönlichkeiten des Mittelalters; ein Bruder von ihm wird Johann von Apeldern genannt, er selbst ist wohl in *W e f e s h ö v e d e* in nächster Nähe von Wesermünde geboren. Dem sei, wie ihm wolle, es steht fest, daß er mit den ersten Geschlechtern jener Gegend verwandt war, mit den Bögten von Stade, den Haseldorps, den Wlidersdorps, der Erzbischof Hartwich II., ein Aklade, war sein Oheim. Im Jahre 1199 weihte ihn dieser zum Bischof von Nexfäll. Aber erst, nachdem er sein Vorhaben sorgfältig vorbereitet hatte, trat er das schwierige Amt an. Er setzte sich mit den Dänen, die damals den Zugang zur Ostsee beherrschten, ins Ein-

vernehmen, unterrichtete sich auf der Insel Gotthland über die Verhältnisse unter den Liven, warb ein großes ritterliches Gefolge und erschien ein Jahr nach seiner Weihe als freundlicher, aber auch kräftiger Vertreter des neuen Glaubens unter den barbarischen Liven. Ohne Widerstand zu finden, ließ er sich von den Liven den Platz zu einer Stadt anweisen (1201), ein Jahr darauf kamen die ersten Bürger aus Niedersachsen an. So wurde Riga nach Schleswig und Lübeck die drittälteste Stadt an der Ostsee, in der sich Deutsche festsetzten. Hierher wurde der Sitz des Bistums Nexfäll verlegt, und zum Schutz der neuen Bilanzung ließ er ritterliche Mannen zum Orden der „Ritterschaft Christi“, später Schwertbrüder genannt, zusammentreten. Kluger Weise hatte dieser Orden zum Unterschied von den in Palästina gegründeten nicht dem Papst, sondern dem Bischof von Riga die Obedienz zu leisten. Das 1205 gestiftete Kloster Dünamünde vertraute Bischof Albert Mönche aus dem Zisterzienser-Orden an, die sich hier wie überall als Lehrer von Gartenbau und Landwirtschaft bewährten. Nach sieben Jahren seines Wirkens waren die meisten Liven und Letten getauft, berichtet der Priester Heinrich von Lettland, der eine umfängliche, zuverlässige Schilderung der Anfänge des livländischen Landesstaates verfaßt hat.

Diese großen Erfolge erregten die Aufmerksamkeit von hoch und niedrig im deutschen Volke. Der König Philipp belehnte auf dem Hofstage zu Sinzig (1. April 1207) den Bischof Albert mit Livland als deutschen Reichsfürsten, und der Papst Innocenz III. versprach den Livlandfahrern denselben Ablass wie den Pilgern nach Jerusalem. Der Chronist Heinrich erzählt ausführlich von den Befehrungen der Heiden, von den Kämpfen mit den Eingeborenen, namentlich mit den Esten, aber auch mit den Russen, die die hartnäckigen Esten in ihrem Widerstand gegen die Deutschen unterstützten, aber deren Unterwerfung nicht hindern konnten, endlich wie die Dänen in Nordestland eindringen und Reval gründeten.

Was die engeren Landesleute des Bischofs Albert noch heute an Heinrichs Erzählung interessieren dürfte, ist die Tatsache, daß in keinem Teile Deutschlands die Beteiligung an dieser ruhmvollen Periode der Ostseelände so groß war wie in der Wesergegend. Bischof Albert fuhr fast jedes Jahr nach Niedersachsen, um Helfer für die Kolonie zu werben. Auf seiner ersten Fahrt in das fremde Land, zu Beginn des neuen Jahrhunderts, schlossen sich unter den Pilgern, die 23 Schiffe füllten, der Stadtkonrad Konrad von Dortmund und der Ritter Harbert von Jburg, ein Vasall des Bischofs von Osnabrück, ihm an. Sie waren beide Nachbarn Bremens. Aber wenige Jahre darauf (1203) wurde Bernhard von Seehausen, einer Insel nahe von Wesermünde, von Glaubenseifer ergriffen und zog mit Arnold von Meinhof, einem Magdeburger Vasallen, dem Bischof zu. Als die Pilgerschiffe an der dänischen Küste von Nystr vorbeifuhren, begegnete ihnen eine Flotte von 16 Schiffen. Es waren Esten von Oesel, die soeben eine Kirche verbrannt und Christen erschlagen, auch einige gefangen hatten, was, wie der Chronist Heinrich seinem Bericht hinzufügt, die heidnischen Kuren und Esten in Dänemark und Schweden zu tun bisher gewohnt waren. Die Pilger, erzählt Heinrich weiter, waffneten sich in der Absicht, den Schaden der Christen zu rächen. Aber als die Heiden erkannten, daß die Pilger nach Livland fuhren, gaben sie aus großer Furcht vor, sie hätten mit den Rigischen Frieden geschlossen. Da die Christen ihnen glaubten, entgingen sie zwar diesmal ihren Sünden, doch ihr Betrug brachte ihnen keinen Vorteil. Sie fielen hernach in eine Schlinge, die ihnen bereitet wurde. Als nämlich die Christen nach Wisby gekommen waren, folgten ihnen nach einigen Tagen die Esten mit allem ihrem Raube. Die Bürger und Kaufleute von Wisby machten den Pilgern Vorschläge, daß sie Feinden des christlichen Namens erlaubten, ungehindert an der Stadt vorbeizufahren. Da baten die Pilger den Bischof Albert um die Erlaubnis, mit den Esten zu kämpfen, er möchte sie nicht für unwert halten, ihnen dieses für ihre Sünden aufzuerlegen. Der Bischof bemühte sich, sie von dem Vorhaben abzubringen, teils weil die rigische Kirche auf ihre Ankunft wartete und ihr Ausbleiben schwer ertragen könnte, teils weil es möglich war, daß sie Verluste erlitten. Endlich gab der Bischof ihrem Drängen nach; denn er hielt es für Besser, im Ein-

horsam in den Kampf zu gehen, da Gehorsam besser sei als Opfer. Nun rüsteten sich die Pilger und bereiteten ihre Schiffe zum Kampfe. Als die Esten das bemerkten, ließen sie acht ihrer Raubschiffe von den anderen etwas wegrücken, in der Hoffnung, sie könnten die Pilger, wenn sie zwischen ihre beiden Schiffsreihen kämen, einschließen und ihre Schiffe kapern. Die Deutschen warfen sich nun mit Gewalt auf sie, ruderten an zwei eiserne Schiffe heran, enterten sie, töteten an 60 Mann und führten die Schiffe mit den geraubten Glöden, Messgewändern und gefangenen Christen nach Wibb. In ein drittes Raubschiff sprang ein Deutscher tapfer und kraftvoll hinein, hielt sein gezücktes Schwert in beiden Händen, hieb rechts und links um sich und erlegte 22 von den Feinden. Als er aber über Vermögen so meckelte, wurden von den acht Männern, die übrig geblieben waren, die Segel aufgezogen und, da der Wind so in die Segel blies, wurde der deutsche Ritter gefangen mit weggeführt und, als die Schiffe hernach zusammentamen, getötet. Doch verbrannte jenes Schiff mit der geringen Zahl der Besatzung zufällig oder von ihnen angezündet. Als dieses so rühmlich und mit Triumph vollbracht war, dankten die Pilger Gott für den ihnen verliehenen Sieg. Und der Bischof sandte die Gefangenen nebst den Gütern, die die Seiden von den Dänen geraubt hatten, dem ehrwürdigen Herrn Andreas, Erzbischof von Lund.

Bernhard von Seehausen und Arnold von Meinborg kehrten, nachdem sie die Angriffe der Könige von Pologt und Gereke an der mittleren Düna hatten zurückweisen helfen, nach Deutschland zurück, nicht ohne abermalige Kämpfe auf dem Meere, die Heinrich anschaulich schildert.

Im Frühjahr 1204 brachte Bischof Albert seinen Bruder Balthasar aus dem Stift Segeberg mit, der später Dompropst bei dem anderen Bruder, dem Bischof Hermann von Dorpat, wurde. Wie seine anderen Brüder und seine Schwester alle sich an der Gründung der Kolonie mit Mut und Ausdauer beteiligten, habe ich früher einmal in diesen Blättern dargestellt. An der Spitze der Pilger dieses Jahres stand Graf Heinrich von Stumpfen. Sein Schloß lag nicht weit von Bremen. Er muß im nächsten Jahre zurückgekehrt sein; denn wir wissen, daß er am 29. Oktober 1205 starb und in der Kirche von Mellinghausen begraben wurde. Sein Sohn Heinrich II. nannte sich Graf von Hoya. Er schlug 1213 die Stedinger und baute vom Lösegeld der Gefangenen die Burg Hoya.

Von anderen Nachbarn Bremens, die ihr Leben für die deutsche Kolonie einsetzten, nenne ich noch den Grafen Gottschalk von Pyrmont, der 1207 das Kreuz nahm, ferner Engelbert von Tisenhus (1210), dessen Stammsitz bei Mienburg an der Weser lag. Er war mit der Schwester Bischof Alberts vermählt. Er ist der Stammvater eines heute noch blühenden Geschlechtes, das zu den reichsten und mächtigsten Vasallenfamilien des alten Livland zählte.

Der berühmte Ritter, Mittkämpfer Heinrichs des Löwen und in der zweiten Hälfte seines Lebens Mönch, Bernhard von der Lippe, wurde 1211 Abt des Klosters Dünamünde und 1218 Bischof von Selonien (Litauen). Er ist mit den Geschichten Bremens dadurch eng verbunden, daß sein Sohn Hartwich den erzbischöflichen Stuhl inne hatte.

Den Grafen Borchard von Oldenburg-Wildeshausen finden wir zweimal, 1215 und 1224 in Livland kämpfend. Er und sein Bruder Heinrich standen in engster Verbindung mit dem Erzbischof Gerhard II., beide fielen auf den Kreuzfahrten gegen die Stedinger. Wildeshausen kam 1270 an das Erzbistum Bremen.

Herzog Albert von Sachsen, der Enkel Albrechts des Bären, führte 1219 eine Pilgerchar nach Estland zu ruhmvollen Kämpfen. Seine Person gehört in die Geschichte der großen Kämpfe zwischen Deutschen und Dänen und Welfen und Stauern.

Nur einer noch, von dessen Taten Heinrich von Lettland erzählt, soll hier seinen Platz finden. Der vornehme Ritter Rodolfus von Stottele erschien 1219 im Gefolge des Herzogs Albert von Sachsen in Livland und begleitete diesen wie den Bischof Albert nach Meschten an der Düna in Kurland. Die dortigen Letten, Semgallen genannt, hatten den Algaier Bischof um Hilfe gebeten, da sie von den Litauern bedrängt wurden. Noch waren nicht alle Semgallen getauft, und die ungetauften fielen über ihre christlichen Landsleute her, und es gab Kämpfe, in denen sich Rodolf von Stottele ebenso auszeichnete wie der Sachsenherzog. Heinrich von Lettland berichtet mit Begeisterung als Augenzeuge von den Heldentaten des Herzogs Albert und seines Gefolges, zuerst, was in Semgallen geschah und dann in Estland. Der Sohn dieses Stottele nannte sich Graf Gerbertus von Stoltenbroska. Sein Geschlecht starb im Jahre 1360 aus, und das Lehn kam zuerst an das Domkapitel und dann an den Erzbischof von Bremen (1373).

So sehen wir, daß es die Bewohner der Weserufer und Nachbarn von Bremen waren, die die Hauptrolle in dem denkwürdigen Kampfe bei der Gründung des deutschen Landesstaates in Livland spielten. Die Städte Schleswig, Lübeck und Riga waren die Pioniere, die deutsches Leben an der Ostsee eröffneten. Erst nach ihnen erhob sich im Wendlande eine deutsche Stadt nach der anderen, endlich auch in Preußen, um im 14. Jahrhundert jenen Hansabund zu begründen, wo Skandinavier, Engländer und Holländer die Vorherrschaft der Deutschen auf der Ost- und der Nordsee anerkennen mußten.

Lehnstedt.

Im weiten Umkreise mögen wenige Orte so alt sein als Lehnstedt im südlichen Teile des Landkreises Geestmünde. Jedenfalls besitzt — ich muß heute richtiger sagen: besaß — keine Feldmark soviel Steingräber als eben Lehnstedt. Noch vor vierzig Jahren konnte Müller Reiners deren fünf in der Lehnstedter Feldmark verzeichnen. Unverstand und Nützlichkeitssinn ließen drei davon verschwinden. Auch das nur noch unvollkommen erhaltene Grab im Dorfe war durch Abgraben des Sandes verfallen in sich zusammengefallen. Aber Lehnstedter Bürger fügten die Steine wieder zum alten Wille. Wenn ich nicht irre, war es Hermann Allmers, der diesen Heimatschutz veranlaßte.

Der Boden um Lehnstedt steckt nun einmal voller vorgeschichtlicher Zeugen. Beim Sandgraben und Pflügen wurden im Anfange dieses Jahrhunderts am Wege von Geesten nach Hagen zwei Urnenfriedhöfe aufgeschnitten, aus denen wenigstens einige Urnen für das Morgensterne-museum geborgen werden konnten. Erfreulicherweise wuchs in den letzten Jahrzehnten der Sinn für die Vorgeschichte und wenn heute ein Bronzebeil oder eine Steinspitze gefunden würde, wird sie nicht mehr wie ehedem achtlos beiseite geworfen werden. Wo Heide umgebrochen oder der Spaten tiefer als bisher angelegt wird, sei Vorsicht geboten. Jeder Fund hilft das Bild runden, das wir aus der Vorgeschichte Lehnstedts zeichnen können. Schon nach dem, was wir heute wissen, dürfen wir sagen, daß Lehnstedt auf früh besiedeltem Boden liegt und zu unseren ältesten Dörfern zählt.

Diese Ansicht stützt sich, wie soeben angedeutet, auf die frühgeschichtlichen Denkmäler und Bodensunde, zum andern lesen wir es aus dem Namen. Die älteste Namensdeutung finde ich bei Visbeck, der 1798 in seinem Buche „Die Nieder-Weser und Osterlade“ auf Seite 71 über Lehnstedt schrieb:

Slidenstedt. Das Dorf Lehnstedt. Liti, waren bei den Alten Leibeigene, von welchen angeführt wird; daß 917, die in der Schlacht überwundenen Thüringer, denen man das Leben gelassen, den Namen der Litonum von dem Worte Sliden erhalten und daher in Sachsen die Liti oder Litoner entstanden. Wahrscheinlich bauten solche hier zuerst an und dies gab dem Dorfe den Namen. Diese Gegend mag sehr volkreich gewesen sein, da sich bloß in hiesiger Feldmark fünf Opferaltäre, auch verschiedene Begräbnis-Steine und Hügel finden.

Ich hätte diese Namensklärung als veraltet, dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht mehr entsprechend, völlig außer acht lassen können, wenn sie Heinrich Schrieffer nicht 1901 in seinem Buche „Hagen und Stottele“ erneut vertreten und ins Volk getragen hätte, wo sie deshalb noch heute ihre Anhänger findet. Visbecks Auslassung mutet uns heute etwas sonderbar an und es will uns nicht recht in den Kopf, warum die vermeintlichen Thüringer nur in Lehnstedt und sonst nirgends in der ganzen Gegend ihre Spuren hinterlassen haben. Der Anklang von Liti oder Lito ist zu leise, als daß er uns überzeugen und allen Zweifel beseitigen könnte.

Will man den Sinn eines Ortsnamens erkennen, so soll man von seiner ältesten Form ausgehen. Nun heißt unser Ort in der ältesten überlieferten Form, wie Visbeck richtig angibt, ums Jahr 1100 Slidenstedt. Heute wird hier niemand mehr auf einen Personen- oder Volksnamen schließen wollen. Allerdings gab es noch einen Ort gleichen Klanges, bei dem die Ableitung von einem Personennamen sich klar nachweisen läßt. Das ist Lehnstätt, das an Stelle der heutigen Bremer Neustadt lag und im Jahre 860 erstmals als Lindwineshusen bezeugt wird. Hier ist der Eigename deutlich erkennbar, und wir sind auch in der Lage, den Namenswandel zu verfolgen: Lidenhusen, Lindeneshusen, Lidinshusen und 1207 dann Ledense und Ledensstede. Lehnstätt ist dann schließlich eine Verderbnis jüngeren Datums.

Doch kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung nach Lehnstedt im Kreise Geestmünde zurück! Nach dem soeben Gehörten wird uns Visbeck nun noch weniger befriedigen können. Auf der Suche nach anderen Quellen kann nur das Althochdeutsche weiterhelfen. Dort heißt der Hügel = hlida. Sofort wird die enge Verwandtschaft mit der ältesten Form Slidenstedt, von der ja auch Visbeck ausging, klar werden. Lehnstedt wäre demnach nichts anderes als die Stätte oder Siedlung auf dem Hügel. Daß dieser Ursprung richtig ist, läßt sich noch heute aus dem Boden herauslesen. Man braucht nur von Hagen durchs Moor nach Lehnstedt zu gehen, um den Hügel zu erkennen. Nun will der Volksmund behaupten, daß Lehnstedt in „uralten“ Zeiten an anderer Stelle lag, mehr nach Uthlede hinüber. Gelegentliche Bodensunde beim Sandabfahren, die sicheren Aufschluß hätten geben können, wurden zu wenig beachtet, so daß es nicht möglich war, die mündliche Ueberlieferung auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Zu beachten ist aber, daß daas Volk dem Orte selbst ein sehr hohes Alter zuschreibt und zum andern die frühere Lage nach Uthlede zu schiebt.

Denn daß wir den Namen Lehnstedt richtig ableiteten, kann uns noch der Ortsname Uthlede bezeugen. Uthlede ist nämlich nichts anderes als Uth-hlida, die Feldmark von Slidenstedt. Nebenbei erkennen wir plötzlich, wie richtig das h in Uthlede ist! Die Geestinsel, auf der heute Uthlede liegt, war noch nicht bebaut, als auf dem hohen Ostufer eines Flußlaufes — wahrscheinlich der Weser — schon Slidensted lag. Vom hohen trockenen Geestfise konnte die Uthlede Insel genutzt werden. Man sieht, es steckt auch in dieser Sage von einer Ortsverschiebung Lehnstedts ein Körnchen Wahrheit.

Wir dürfen, um das Ergebnis der Ausführungen auf kurze Form zu bringen, sagen, daß Lehnstedt auf einem Boden liegt, der schon früh besiedelt war, der Ortsname läßt sich aus dem Althochdeutschen als Hügelstätte erklären.

D. Steilen.

Geggwiesen.

Arbeit bringt Brot,
Fulenzen Not.
Gut Warf
Macht starf.
Rög den'n Kopp
Uun rög de Hän'n;
Dag un Wät
Sünd sig to ein'n.

Früh un lat
Nemmer prat.
In Arbeit sitten,
Dat kann nicks nütten —
De Arbeit dohn,
Dat bringt den'n Lohn.
Sure Dag,
Sünd keen Plag.

Dumann.

Wem gehörte der Beberner Schatz?

Eine Vermutung über Ursprung und Eigentümer.

Von H. Bachmann (Bremervörde).

Ein Münzfund von solchem Umfange wie der Beberner, der gewiß zu den größten gehört, die überhaupt gemacht wurden, hat natürlich nicht nur das Interesse der Gelehrten erweckt. Dieser Schatz mit dem Geheimnis, das ihn umgibt und von dem der Fund allein doch nur ein schwaches Bild lüftet, ist nach meiner Erfahrung ein rechter Gegenstand wissenschaftlicher Phantasie, und man kann über ihn sehr seltsame Vermutungen hören. An solchem Raten sich zu beteiligen ist in jedem Falle ein unschuldiges Vergnügen; es kann aber vielleicht, wenn nicht ohne alle kritische Besonnenheit unternommen, den berufenen Beurteilern sogar ein wenig nützen.

Von allen den Fragen, die man stellt: wann der Schatz entstand, wer ihn sammelte und auf welche Weise, wer ihn vergrub und warum er es tat, wird nur die erste mit einiger Sicherheit beantwortet werden. Man wird aus Gewicht und Feingehalt, vor allem aber aus Prägung, Wappen, Bild und Aufschrift der Münzen ihre Entstehungszeit (und ihren Fundort) bestimmen. Trägt die Münze in ihrer Umschrift den Namen eines Fürsten, geistlichen oder weltlichen, so ist dessen Todesdatum der Zeitpunkt, vor dem sie geschlagen wurde. Denn Jahresszahlen wie unsere heutigen prägte man ja weiter zurück um so seltener der Münzen auf. Darum ist die Datierung solcher Stücke, die keine Beziehung zu einer historischen Persönlichkeit erkennen lassen, die etwa nur Namen von Städten tragen oder ganz „stumm“ sind, oft außerordentlich schwer. Diese Bestimmung wird aber bei dem Beberner Funde schon wegen der gewaltigen Menge der Münzen längere Zeit in Anspruch nehmen. Denn natürlich muß jedes der 15 000 Stücke, auf die man jetzt den Inhalt der beiden Tongefäße veranschlagt, einzeln geprüft werden.

Aber schon sind von sachkundigen Beurteilern über die Prägezeit der Münzen Meinungen geäußert worden, in welchen diese, wenn auch noch in sehr weiten Grenzen, richtig angegeben sein dürfte. Denn auch der flüchtigen provisorischen Betrachtung konnte nicht die auffällige Eigenart dieser Münzen entgehen; sie wurden sogleich als „Brakteaten“ erkannt. So nennt man in der Münzkunde einseitig geprägte Stücke aus Silber, dünn wie Blech und eben darum nur einseitig geprägt, weil sonst der eine Stempel den anderen verdrängen hätte. Diese Brakteatenprägung ist fast ausschließlich dem älteren deutschen Münzwesen eigentümlich und erlebte ihre Blüte etwa seit dem ersten Viertel des 12. Jahrhunderts. Gerade unsere Gegend: Niedersachsen an Nord- und Ostsee, dann hauptsächlich Mitteldeutschland (Thüringen), auch manche Gebiete Oberdeutschlands bedienten sich ihrer vorwiegend. Noch das ganze 13. Jahrhundert sind hier die Brakteaten stark verbreitet, dann weichen sie mehr und mehr zweiseitigen Prägungen.

Aus dem 12. oder 13. Jahrhundert wird also der Schatz stammen. Vergewissern wir uns aber die Tatsache, daß wir es in dem Beberner Fund mit lauter Brakteaten zu tun haben, (abgesehen von einer Goldmünze und einer Anzahl Schmuckgegenstände), so dürfen wir darüber hinaus noch schließen, daß er weder zu weit an den Anfang noch an das Ende dieses Zeitraumes gerückt werden darf. Denn dieser Schatz ist offenbar entstanden zu einer Zeit, als in unserer Gegend der Brakteat so gut wie konkurrenzlos herrschte. Wir sagen daher vielleicht nicht zu viel, wenn wir schon jetzt, ohne jene genaue Einzelbestimmung abzuwarten, den Ursprung dieses Münzschatzes auf rund 1200 datieren. Wir hätten es dann mit Münzen aus dem 12., spätestens aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts zu tun.

Damit befinden wir uns in einer Zeit, deren Wirtschaftsleben dem heutigen nur wenig ähnlich sieht. Im täglichen nachbarlichen Verkehr wurde kaum mit Geld bezahlt, sondern mit Naturalien getauscht; Arbeiten wurden in natura entgolten, Abgaben an die nahen Gewalten, Kirche und Edelmann, desgleichen in natura geliefert. Geld, gemünztes Edelmetall, spielte nur im Fernverkehr eine größere Rolle; im Handel städtischer Kaufleute, in den Einkünften geistlicher und weltlicher Fürsten, auch der Klöster, und vor allem des Papsttums. Ganz überwiegend herrschte eben noch Naturalwirtschaft. Zwar war in dieser Zeit, seit dem 12. Jahrhundert, die Geldwirtschaft im Zunehmen begriffen. Man hatte neue Bergwerke eröffnet, in denen Edelmetalle gewonnen wurden; der Handel war durch die Kreuzzüge mächtig erweitert worden. Seneß eine Goldstüd legt vielleicht dafür Zeugnis ab, denn es stammt anscheinend aus dem Morgenlande. Immer aber war im Vergleich zu heute bares Geld außerordentlich rar. Das Geld diente mehr als Wertmesser denn als Zahlungsmittel.

Solche Überlegungen geben erst die Voraussetzung für die richtige Beantwortung der Frage, wie das Beberner Münzkapital zusammengekommen ist. Aber machen wir uns seine wirtschaftliche Bedeutung noch etwas handgreiflicher, in dem wir seine Kaufkraft ermitteln. Das ist freilich sehr schwer, und zumal in diesem Stadium der Untersuchung. Denn es gibt nicht leicht etwas Komplizierteres als das mittelalterliche Geldwesen. Gewicht und Feingehalt der Münzen sind von Ort zu Ort verschieden und verändern sich immerfort. Mit ihnen natürlich die Kaufkraft. Die Brakteaten unseres Fundes sind nach ihrem Geldwerte „Denare“ oder (silberne) „Pfennige“. Wären sie vollwichtig und von strengem Feingehalt, so müßten 144 von ihnen auf die „Mark“ feinen Silbers gehen, oder 12 auf einen „Solidus“ oder „Schilling“, von denen 12 auf die Mark gerechnet wurden. Aber das war fast durchweg nur Theorie; in der Praxis prägte man um 1200 mehr als die doppelte Anzahl Brakteaten aus der feinen Mark, und nach der ungeheuren Münzverschlechterung des folgenden Jahrhunderts war man um 1300 gar bei 600 bis 700 angelangt. Der Münzfuß allein ist also eine allzu schwankende Grundlage für die Berechnung der Kaufkraft.

Doch es ist uns das Gewicht der Münzen bekannt, das 8,490 Mlo beträgt. Nehmen wir nun einmal an, der Anteil unedlen Metalles hielte

sich in solchen Grenzen, daß wir ihn vernachlässigen könnten (was freilich wenig wahrscheinlich ist), setzen wir ferner die Mark Silber zu 233,8 Gramm an, so können wir aus Preisangaben jener Zeit die Kaufkraft unseres Kapitals für einige Gegenstände berechnen. Wir wählen dabei solche Gegenstände, die den Vergleich mit heute und die Übertragung auf andere Objekte nicht allzu schwer machen.

Um 1200 ist die Zeit unseres größten mittelalterlichen Dichters Walther von der Vogelweide. Ihm wurde eines Tages von einem Ritter Gerhart Alze, den er dafür in Spottgedichten beweihe, bei Eisenach ein Pferd erschossen. „Es was wol drier marke wert“, ruft Walther in einem der Gedichte aus. Bessere Pferde waren damals im Verhältnis zu anderen Haustieren sehr teuer. Immerhin hätte man für unsere Brakteaten etwa 12 Pferde von der Qualität dieses ritterlichen kaufen und bar bezahlen können. Der Preis von Rülhen und Hasen wird gegen 1200 einigemal (sehr hoch) mit 6 Solidi, gleich einer halben Mark angegeben; von Kindern dieser gewiß sehr guten Qualität hätte der Besitzer des Beberner Geldes etwa 72 Häupter auf einmal gegen bar ankaufen können. Die Preisangaben des 12. Jahrhunderts für einen Morgen Land im Rheingebiet betragen durchschnittlich eine Mark. Von diesem Boden, der durchweg besser war, als der niedersächsischen, hätte man von dem Beberner Gelde 36 Morgen erwerben können. Noch ein Beispiel aus dem Leben Walthers. Am 12. November 1203 schenkte ihm der Bischof Wolsger von Passau 5 „lange“ Schillinge (8 auf eine Mark) zu einem Belzrod. Solcher Belzrode hätte man von unseren Münzen etwa 58 auf einmal einkaufen können. Aber wie gesagt; vielleicht haben wir den Feingehalt der Münzen erheblich überschätzt, und ihre Kaufkraft wäre in allen angeführten Fällen bedeutend geringer gewesen. Eine große Barsumme für eine so frühe Zeit der Geldwirtschaft überstehe der Schatz dennoch.

Niemand hat daher auch angenommen, daß er etwa an Ort und Stelle oder in der näheren Umgebung von einem „Privatmann“, etwa einem Landwirt, erwirtschaftet wurde. Man könnte eher an einen kaufmännischen oder fürstlichen oder klösterlichen Geldtransport denken, der hier von politischen Feinden oder Räubern verborgen wurde. Soviel mir bekannt geworden ist, haben einige Beurteiler den Blick sogleich nach Bremervörde gewandt. Hier war der Sitz eines herzoglichen, später erzbischöflichen Bogts, hier residierten seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts häufig die Erzbischöfe von Bremen selbst. Ist in irgendwelchen der ewigen Kriegläufe jener Zeiten einmal die Kasse gestrichelt und aus irgendwelchen Gründen hier an der Landstraße nach Zeven in einem Wäldchen vergraben worden? (Das Fluggebiet des Fundortes führt den Namen „Stil“, was meist Eichwald oder Eichbusch bedeutet; der letzte Eichbusch wurde hier gerodet.) Aber warum wurde sie dann nicht zurückgeholt, als die Gefahr sich verzogen hatte? Waren alle, die um die Stätte wußten, ums Leben gekommen? Nicht gerade unmöglich. Aber wie vieles andere ist noch möglich! Der Phantasie sind nur die allgemeinen Schranken des Wirtschaftslebens jener Zeit gesetzt.

Nun wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß aus dem Dunkel der Vergangenheit, das uns so manche menschlich und kulturgeschichtlich interessante Begebenheit für immer verhüllen mag, eine Nachricht auf uns gekommen ist, die der Phantasie einen festeren Anhalt zu bieten scheint. Ich weiß nicht, ob im Zusammenhang mit dem Fund schon der Name *Votel* besonders hervorgehoben worden ist. So heißt der ehemals einseitige Hof, jetzt zur Gemeinde Bevern gehörig, in dessen Gemarkung der Fundort liegt. Dieser Name ist einmal weithin bekannt gewesen. Das war vor etwas über 700 Jahren, als dort eine Art mittelalterlicher Schatzerei auf sein Wesen trieb und von fernher die Menschen anlockte, die sich in diesem Punkte so ziemlich gleichgeblieben sind. Aber hören wir über diesen Mann und sein Schicksal einen der alten Berichte selbst, den ein Hamburger Mönch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts niederschrieb,*) mit einer kritischen Ablehnung übrigens, die mittelalterliche Historiker in solcher Materie nur ihren Gegnern und zumal Laien gegenüber an den Tag legten.

„Im Jahre 1218 wurde die Burg Börde von den Dienstmannen (ministerialibus) der bremischen Kirche eingenommen, und zwar folgendermaßen. Unweit jener Burg an einem Orte, der *Votel* heißt, am Flusse Beber, wohnte ein sehr einfältiger Bauer, welcher anhub Kranke zu besprechen (benedicere) mit gewissen bäuerlich zusammengestoppelten Worten. Und schließlich strömten Kranke gleich Wülgern von verschiedenen Gegenden zusammen; und fast jeden Tag erhob sich Gesang und groß Geschrei in der Menge, als wären einige von ihren Krautleuten befreit worden, und viele glaubten an ihn. Es beschloß ihn aber der Herzog Heinrich und dessen Vogt Hinrich von Ostenhusen, und sie hatten einen ungeheuren Gewinn von der Opfergabe (et quæstum infinitum de oblatione habebant). Als nun die bremischen Dienstmannen gegen Börde zu ziehen schienen und man sie fragte, wohin sie wollten, da sagten sie; sie kämen von weither, die Hütte des heiligen Otbert zu besuchen, dessen Badtrank (balnium potatum) ja den Kranken wunderbare Heilung bringen solle. Sie erstiegen aber die Burg und warfen die Leute des Herzogs hinaus. Otbert floh nach Stade, kam später nach Lüneburg und von dort nach Riga, wo er starb.“

Sollte der wundertätige Mann nur für den Herzog — es ist der älteste Sohn Heinrichs des Löwen, Pfalzgraf Heinrich, gestorben 1227 — und seinen Vogt gearbeitet haben? Möglich und darum wahrscheinlich ist, daß er auch für sich selbst zu sparen begann. So füllte er nach und nach zwei irdene Töpfe — im Mittelalter sehr gewöhnliche Behälter für Münzen —, die er nicht mitführen konnte, als der unerwartete Schlag, der seinen Beschützern von ihren geistlichen Gegnern widerfuhr, ihn zu fliehen zwang. Da vergrub er sie heimlich im nahen Stil. Einige

*) Auszug der Hamburger Annalen in den Monumenta Germaniae historica, Scriptores Bd. XVI. Der hier fehlende letzte Satz des mitgeteilten Abschnittes nach der Ausgabe von Lindenbrog, Scriptores rerum Germ. (1609). Die beiden weiteren in einer Note der Monumenta-Ausgabe (p. 389) genannten Quellen konnten nicht benutzt werden.

Schmuckstücke, Fingerringe, Broschen usw., gewiß sehr beliebte Opfergaben, und ein Goldstück blieben mit den Brattheuten zurück; dieses letztere doch nur vorübergehend, denn mit den an Zahl nur wenigen, dafür aber hochwertigen Goldstücken, die er gesammelt hatte, rüstete er sich für die Flucht aus. Zurückzukehren und seinen Schatz zu heben, war ihm jedoch für immer verwehrt, als im folgenden Jahre jener Vertrag zwischen dem Pfalzgrafen und dem Erzbischof zustande kam, der die Grafschaft Stade zum Besitz der Bremischen Kirche machte und also die Herrschaft der Geistlichen an der Stätte seines Wirkens befestigte. „Da hoeret noch geloube zu“, möchte mancher geneigt sein mit dem von uns berufenen Walthar von der Vogelweide zu dieser Phantasie zu sagen. Erweist sich eine einzige Münze unter den 15 000 als sicher nach 1218 geprägt, so bricht das Gebäude zusammen. Und findet sich eine solche Münze nicht, so ist noch nichts bewiesen. Aber etwas Einleuchtendes hat die Kombination, wie mir scheint, und ergibt die genaue Bestimmung, daß der Fund nicht nur vor, sondern nahe vor das Jahr 1218 zu setzen ist, so gewinnt sie an überzeugender Kraft. Warten wir ab. — — —

Vom „Kuhlengräber“ als „weisen Mann“.

In meinem kleinen Aufsatz „Von Bademüthern und Kuhlengräbern“ in diesem Blatte wurde erwähnt, daß sich mancherlei Aberglaube an die Kuhlengräberei knüpfte und noch knüpft. Einiges davon soll hier nun ausgeführt werden.

Es ist nicht zu verwundern, daß das Volk von jeher dem Kuhlengräber geheimnisvolle Kräfte zugeschrieben hat oder ihn wenigstens im Besitze geheimnisvoller Kenntnisse glaubte. Die Beschäftigung mit Leichen ist nicht jedermanns Sache, und wer von Berufs wegen mit den Gräbern zu tun hat, kommt leicht dazu, daß man ihm mehr zutraut als anderen Leuten, die mit dem jenseitigen dunklen Leben und seinen Mächten weniger in Verbindung kommen. So suchte und sucht wohl noch manch einer eben durch diesen Mann Beziehungen zu diesen Mächten, die durch gewisse Gegenstände walten und die man sich durch gewisse Gebräuche dienstbar machen kann, anzuknüpfen.

Bis vor kurzer Zeit ist es zwar in manchen Landgemeinden üblich gewesen, daß die Nachbarn des Verstorbenen sein Grab machten und nachher unter dem Gesange der Schulkinder und im Weiseln der Trauerversammlung auch zuschaufelten (zum Beispiel in Verhövede), aber der Rest dieser uralten Sitte gehörte schon vor mehr als einem Jahrhundert zu den Ausnahmen, und fast überall war schon damals ein besonderer Totengräber angestellt.

Auch kein Wunder, daß manche von diesen es gern sahen, wenn man von ihnen sagte, sie könnten mehr als andere Leute, ja, daß sie den ihnen angehängten Aberglauben nährten, um Nutzen daraus zu ziehen. Im besten Falle, nämlich wenn sie selbst von ihrer Kunst überzeugt waren, die sie natürlich möglichst geheim betrieben, redeten sie sich und anderen ein, durch den Gebrauch der ihnen bekannten Mittel lediglich „Sympathie“ zu üben, Kraft gegen Kraft, Abwehr gegen Angriff, Dunkles gegen Dunkles, wobei der Verdacht der Zauberei weit abgewiesen wurde.

Da eröfnete sich manchem ein weites Feld der Betätigung. Warzen sollte man entfernen können, wenn man sich mit Wasser wusch, das an drei Abenden hintereinander aus den Höhlungen eines Leichensternes geschöpft war — wer sich nicht traute, es selbst zu holen, ließ es dem Kuhlengräber tun. Der war nicht bange und tat für ein paar Grote, was ein anderer nicht für ein paar Taler getan hätte. Totentrocken, gepulvert bei abnehmendem Mond als Arznei eingenommen, find gut gegen Krämpfe — wer soll sie besorgen, als der Kuhlengräber? Ebenso Bähne von Toten, gut gegen Kopfschmerzen und vor allem gegen Zahnweh, aber nur, wenn sie in der Mitternachtsstunde aus der Gruft geholt werden, und darum von nicht wenigen ständig bei sich getragen. Sie machten auch die jungen Burschen bei der Lösung militärfrei. Ringe von Sargschrauben oder von eisernen Rosetten, die auf dem Kirchhof ausgeworfen sind, helfen gegen Gift und Nervenleiden. Ein im Grabe gefundener Nagel schützt gegen Hexen, und viele Leute trugen gegen bösen Zauber auch Nadeln, die von Sargnägeln angefertigt waren. Eine Liste, die sich noch bedeutend vermehren ließe.

Auf diese Weise verschaffte mancher Kuhlengräber sich nicht unbedeutende Nebeneinnahmen. Aber auch noch auf andere. Eine Leiche soll am Montag beerdigt werden, das Grab darf aber den Sonntag über nicht offenstehen, da sonst bald ein neuer Todesfall in derselben Familie folgt. Also muß das Grab am Montag gemacht werden und die Notstandsarbeit wird teurer bezahlt. Die Schlüssel an der Wand haben geklinkert, das kann einen Todesfall im Hause anzeigen — der Totengräber weiß ein Symptomiemittel dagegen. Er will den Kirchhof mähen, aber dann gibt es Regen — gegen eine Vergütung wartet er noch einen Tag oder zwei.

Wer sich mit derartigen Dingen abgibt, muß den Schein des Geheimnisvollen um sich breiten. So liebte mancher Kuhlengräber den Aufspukhaftig zu sein, das heißt besonders, Leichenzüge oder Feuersbrünste vorhersehen zu können. Diese Gabe sollte dadurch erworben werden, daß man durch die Augen eines Totentopfes sah oder beim Auswerfen eines Grabes ein Stück von einem Sarge fand, in dem ein Nagel gefesselt, und durch dieses Nagelloch blickte. Kam einer in den Verdacht, selber das Feuer angelegt zu haben. Auf dem Landgericht beteuerte er seine Unschuld, konnte auch sein Alibi nachweisen. Der Landvogt gab ihm den Rat, das Spucksehn (Spöntiefen) aufzugeben. „Wo geern, aber id kann dar blot van free kamen, wenn en anner mi dat affnimmt. Willt Se, Herr Landvogt, so træn Se mi man mit den rechten Foot up minen linken Foot an fien ämer mine rechte Schuul.“ Damit trat er dem Landvogt einen Schritt näher. Aber der rief „Drei Schritt vom Leibe“ und entließ ihn scheltend. Natürlich wurde der Mann sofort von Sympathisierenden aller Art noch mehr als bisher angelassen.

Jetzt geht niemand mehr zum Kuhlengräber mit dem Verlangen ihm „ein paar Seitten umzuschlagen“, nämlich im Grabregister, aber wer meinen wollte, daß darum aller Aberglaube aus der Welt wäre, der würde sich sehr täuschen.

Ramsauer (Dedesdorf)

Bauernhaus-Inchriften.

Wat use Herrgott wassen lait
In Sunne, Dau und Riägen,
Hier liggt et unner Dack und Fad,
Mögt he't us gnädig siängen.

Das Neue kommt daher mit stolzem Schritte
Deutscher Bauer, schön ist alte Sitte,
Doch von beiden wahre rechte Mitte

Wel stöket in min Hus, de mot de Döre ut,
domit nich Gott vom Himmelrit
come und strafe die und mie toglik.

Wer redlich denkt,
Nehr bei mir ein!
Das soll mir eine Freude sein!

Das Bauen ist eine feine Kunst,
wenn einer hätt' das Geld umsunst.
Dat Reitdack buult Moß,
Iwe Pärköpp dorbör.

NZd.

Bücherchau.

* „De plattdütsche Dagwiser 1929“. En nedderdütschen Nietafaltenner Mit Biller, Sprovel un Riemels. Runtgewen vun den Plattdütschen Vereen to Bremen. 112 Seiten. Mit farbigem Titel. 3,00 RM. Carl Schünemann, Verlag, Bremen. Aus den Blättern dieses schönen, nun schon im 9. Jahrgang erscheinenden Kalenders lacht und weint wieder deutsches Volkstum in erstaunlicher Mannigfaltigkeit. Der schwere Pulsschlag des Plattdeutschen, seine Landschaft, sein Denken und Fühlen, sein erdgewachsener Sinn für Humor und derben Spaß — all das spiegelt dieser mit viel künstlerischem Geschmac hergestellte „Dagwiser“ für das Jahr 1929 wider. Auf bestem, holzfreiem Papier gedruckt, bringen die Blätter außer dem Kalenderium Reproduktionen von bisher unberücksichtigten Zeichnungen niederdeutscher Künstler, dazu in dem von Oberschulrat Dr. Dehning zusammengestellten Textteil plattdeutsche Aforismen, Glossen über Kunst und Kultur, Sprichwörter, Kinderreime, Rätsel usw. Auch für das Jahr 1929 wird dieser wahre Freund jedes niederdeutschen Hauses wieder herzlich willkommen sein als Führer zu niederdeutschem Reichtum und als täglicher Mahner, festzuhalten an Art und Sinn niederdeutschischen Volkstums. Er soll und darf auch 1929 in seinem niederdeutschen Hause stehen.

* Scharrelmann, Wilhelm, Snider Weststroh un anner Riebalgen-Geschichten. Plattdütsch vertelt un rutgeven von John Brinkmann. 155 Seiten 8°, 1928. In Ballonlinien indanthren gebunden 4,00 RM. — In vielen großen Städten findet man mitten im Getriebe des neuzeitlichen Verkehrs stille, verlorene Stadtwinkel mit engen Gassen und Gängen und kleinen altersgrauen und schiefen Häusern als ein Stild vergangener Zeit beschaulich zwischen großstädtischen Häusermassen eingeschlossen. So ein alter, verträumter Stadtwinkel ist der Schauplatz von Wilhelm Scharrelmanns „Snider Weststroh un anner Riebalgen-Geschichten“, die von John Brinkmann ins Plattdeutsche übertragen wurden. Es sind Geschichten vorwiegend heiteren Inhalts, an ihrer Spitze die humorvolle Erzählung „Snider Weststroh“, nach der das ganze Buch seinen Namen hat. Alle geben herrliche Naturschilderungen, die Charakteristik der handelnden Personen ist der schwerfälligen Sinnesart des Plattdeutschen entsprechend vorzüglich durchgeführt. Dabei liegt über den heiteren Geschichten nicht jener Humor von kramphast übertriebener, possenhafter Art, sondern jener echte Humor, der ungerufen und wie von selbst aus den Dingen quillt. Auf die einzelnen Erzählungen einzugehen, würde zu weit führen. Jedem aber, der ein Freund der plattdeutschen Sprache und seinen Humors ist, sind sie warm zu empfehlen, zumal sie sich ganz vorzüglich zum Vortrag eignen. Das Buch ist sehr hübsch und gediegen ausgestattet und wird daher auch, sicherlich vielfach zu Geschenkzwecken Verwendung finden.

* In der Sammlung Monographien zur Erdkunde (Verlag von Welshagen & Lasing in Bielefeld und Leipzig) ist soeben als Band 38 neu erschienen: Die deutsche Nordsee, ihre Küsten und Inseln. Von Professor Dr. Bruno Schulz. Mit 102 Abbildungen, darunter 19 in Farben- und Doppelkontrast und zwei farbigen Karten. Preis in elegantem Gebundenband 7,00 RM. — Der Verfasser hat es ausgezeichnet verstanden, die geologische Entstehung und Entwicklung der deutschen Nordseeküste, ihre Bodenbeschaffenheit, ihr Pflanzen- und Tierleben, ihre klimatischen Verhältnisse und ihre wirtschaftliche Bedeutung in klarer, anschaulicher Sprache dem Leser vor Augen zu führen. Aber auch dem, der freudig tiefer schürft, der sich für das Entstehen der eigenartigen Küstenformen interessiert, der das Tier- und Pflanzenleben eingehender beobachtet, bietet das Buch viel Neues und Wissenswertes. Das reiche Abbildungsmaterial, das mit besonderer Sorgfalt ausgewählt wurde, ergänzt in lebendiger Gestaltung den überaus wertvollen Text.

—er—